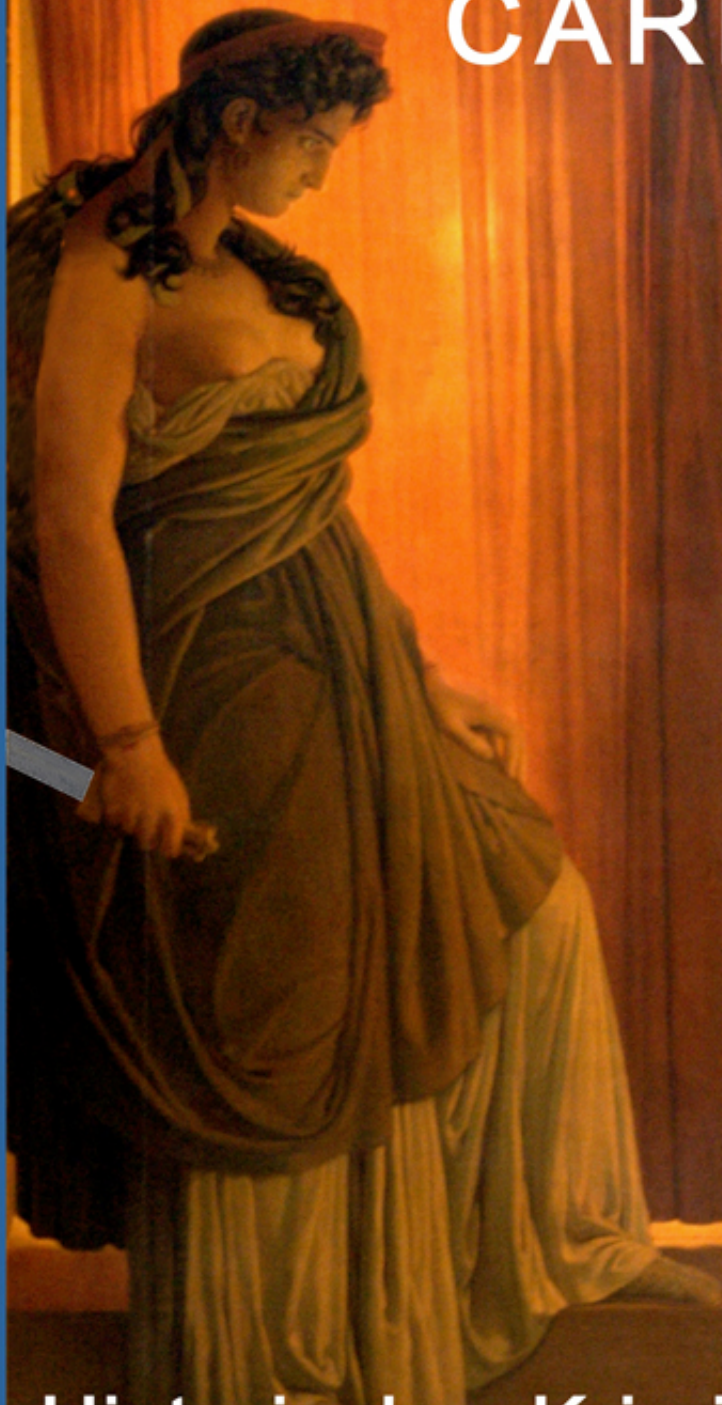


Peter Lukasch

NACHT·UEBER CARNUNTUM



Historischer Kriminalroman



Mein besonderer Dank gilt meiner Frau Theresia, die mich bei der Entstehung dieses Buches unterstützt und das Manuskript nicht nur kritisch gelesen, sondern auch korrigiert hat.

Soweit Persönlichkeiten, die tatsächlich gelebt haben, in dieser Geschichte eine Rolle spielen, habe ich mich bemüht, nahe an der historischen Überlieferung zu bleiben. Im Übrigen sind die Handlung und ihre Personen frei erfunden.

der Autor



Diognet bewahrte mich vor allen unnützen Beschäftigungen:
Vor dem Glauben an das, was Wundertäter und Gaukler von
Zauberformeln, vom Geisterbannen usw. lehrten.

Aus den ‚Selbstbetrachtungen‘ Kaiser Marc Aurels,
niedergeschrieben in seinem Hauptquartier Carnuntum

Diejenigen, welche neue, in der Kultausübung oder Lehre
unbekannte Kulte einführen, durch welche die Menschen
beunruhigt werden, werden, wenn sie Bürger höheren
Standes sind, deportiert, wenn sie niederen Standes sind,
mit dem Tode bestraft ...

Es wird auch durch die Verordnung über Religionsfrevler
verfügt, dass die Provinzstatthalter Religionsfrevler, Räuber
und Menschenräuber aufspüren und jeden gemäß seiner
Verbrechen bestrafen sollen. Und ebenso wurde durch die
Erlässe verfügt, dass die Religionsfrevler mit einer
angemessenen, über das gewöhnliche Maß hinausgehenden
Strafe bestraft werden sollen.

Aus den Anordnungen Kaiser Marc Aurels zur Bekämpfung
des Aberglaubens
(mandata de sacrilegis)



Eine Lamia hat ihre dämonische Schlangenhaut abgeworfen und

betrachtet ihre menschliche Gestalt in einemTümpel.
Gemälde John William Waterhouse (1849-1917)

Inhaltsverzeichnis

Prolog

Kapitel I

Kapitel II

Kapitel III

Kapitel IV

Kapitel V

Kapitel VI

Kapitel VII

Kapitel VIII

Kapitel IX

Kapitel X

Kapitel XI

Kapitel XII

Kapitel XIII

Kapitel XIV

Kapitel XV

Kapitel XVI

Kapitel XVII

Kapitel XVIII

Kapitel XIX

Kapitel XX

Kapitel XXI

Kapitel XXII

Kapitel XXIII

Kapitel XXIV

Kapitel XXV

Kapitel XXVI

Kapitel XXVII

Kapitel XXVIII

Kapitel XXIX

Kapitel XXX

Kapitel XXXI

Kapitel XXXII

Kapitel XXXIII

Kapitel XXXIV

Kapitel XXXV

Kapitel XXXVI

Kapitel XXXVII

Kapitel XXXVIII

Epilog

Prolog

Die folgenden Begebenheiten ereigneten sich im Jahr des
Konsulates
des Gnaeus Claudius Severus.
173 n. Chr. (Frühjahr)

Der Krieg stand unmittelbar bevor. Kaiser Marcus Aurelius Antoninus hatte Legionen in den Donauprovinzen zusammengezogen und bereitete eine Invasion Germaniens vor. Obwohl Rom mit den Germanenstämmen jenseits der Donau Friedensverträge geschlossen hatte, betrachteten beide Parteien diesen Frieden nur als vorübergehende Atempause in einem Kampf, der noch lange nicht entschieden war. Außerdem saß die vernichtende Niederlage, die Marc Aurel zwei Jahre zuvor bei seinem ersten Versuch die Germanen niederzuwerfen erlitten hatte, wie ein Stachel im Fleisch des römischen Selbstverständnisses und schrie nach Vergeltung.

Die Grenzstadt Carnuntum, die Metropole der Provinz Oberpannoniens, war zum kaiserlichen Hauptquartier geworden und beherbergte neben dem kaiserlichen Hof auch den Stab für die bevorstehende Militäraktion. In Grenznähe waren Heerlager errichtet, in denen die Legionen nur auf ihren Marschbefehl warteten. Valerius Maximianus, der Admiral der annonischen Flotte, hatte auf dem Fluss schwer bewaffnete Liburnen herangeführt und eine Flottille spezieller Schiffe, die von seinen Pioniereinheiten in

wenigen Stunden zu einer Schiffsbrücke zusammengefügt werden konnten.

Der Angriff, für den schon alles bereitstand, verzögerte sich allerdings. Denn Mitten im Frühling, als sich dieser schon dem Sommer näherte, war der Winter mit aller Macht zurückgekehrt und hatte das Land mit Kälte und Schneeschauern heimgesucht. Der Schnee schmolz zwar in den Mittagsstunden zu einem hässlichen Matsch, gefror aber in den Nachtstunden und bedeckte am Morgen die Wege mit rutschigen Eisplatten. Unter diesen Umständen wurde der Beginn der Invasion aufgeschoben, weil die Römer sehr wohl wussten, dass Witterungs- und Geländebeziehungen einen entscheidenden Einfluss auf den Ausgang eines Feldzuges haben konnten.

Die Auguren, die den Kaiser begleiteten, beobachteten aufmerksam den Flug der Vögel und hörten auf ihr Geschrei, ohne wirklich daraus klug zu werden. Trotzdem teilten sie dem Kaiser pflichtbewusst den ihnen offenbar gewordenen Willen der Götter mit. Angesichts der miserablen Witterung lautete der Götterwille wenig überraschend, dass derzeit von einem Feldzug abzusehen sei.

Das wäre an sich kein Problem gewesen, denn es war damit zu rechnen, dass die Wetterkapriolen bald ihr Ende finden würden. Die Legionäre hatten gelernt, dass Geduld eine ebenso wichtige Soldatentugend war wie Tapferkeit und nahmen die erzwungene Ruhepause mit stoischer Ruhe hin. Dafür rumorte es in der Zivilbevölkerung. Die unvorhergesehene Verzögerung führte in der angespannten Situation, in der sich das Land befand, zu einer erheblichen Verunsicherung. Man erinnerte sich nur zu gut daran, wie vor zwei Jahren ein erster Invasionsversuch kläglich gescheitert war, und die Germanen im Gegenschlag die Donauprovinzen verwüstet hatten. Zuerst nur hinter vorgehaltener Hand, dann immer lauter, wurde die Befürchtung geäußert, dass dies wiederum geschehen könne, und dann auch die Stadt Carnuntum nicht mehr

verschont werden würde. Die Leute redeten davon, dass die Götter dem Vorhaben des Kaisers ablehnend gegenüberstanden. Da viele von ihnen nicht nur gläubige Verehrer der Götter, sondern auch recht abergläubisch waren, begannen sie nach warnenden Vorzeichen Ausschau zu halten, und weil sie danach suchten, fanden sie auch bald jede Menge beunruhigender Omen.



Das kleine Mädchen wusste nichts von Kriegen und ungünstigen Vorzeichen. Sie spielte auf einem menschenleeren Weg, der außerhalb der Stadtmauer zur Gladiatorenschule führte. Das Spiel hatte sie sich selbst ausgedacht. Sie warf ihren Ball mit aller Kraft in die Höhe. Dabei kam es darauf an, mehrmals in die Hände zu klatschen und die gleiche Anzahl Schritte nach vorne zu machen, ehe sie den Ball wieder auffing. Zwei hatte sie schon geschafft. Sie war entschlossen, an diesem Tag einen neuen persönlichen Rekord aufzustellen und auf drei Klatscher und Schritte zu kommen.

Der Atem dampfte in der Kälte vor ihrem Mund. Sie holte tief Luft und schleuderte den Ball mit einem lauten Ächzen hoch und nach vorne. Dann rannte sie klatschend los: Eins, zwei drei! Sie fing den Ball und rutschte gleichzeitig auf einer gefrorenen Lache aus. Mit einem eher empörten als erschrockenen Schrei fiel sie auf ihr Hinterteil. Zum Glück hatte sie sich nicht weh getan. Sie rappelte sich hoch und überlegte, ob dieser Versuch gelten konnte. Sie kam zu dem Ergebnis, dass er galt. Denn immerhin hatte sie den Ball ja schon gefangen gehabt, ehe sie sich hingeworfen hatte. Dann fiel ihr die eigenartige Farbe der Eisplatte auf. Die gefrorene Lache hatte eine rostrote Farbe. Sie schüttelte den Kopf und folgte einem Ausläufer des Eises hinter ein Gebüsch. Dort blieb sie wie versteinert stehen und starrte ihren Fund an. Der Mann trug eine Hose, eine derbe Tunika und feste

Marschstiefel. Sein Gesicht war unnatürlich weiß. Nicht wegen der Kälte und auch nicht deswegen, weil er tot war. Es war vielmehr so, dass alles Blut aus ihm gewichen war. Irgendjemand oder irgendetwas hatte ihm die Kehle und die Halsschlagader aufgerissen. Er musste noch eine kurze Weile gelebt haben. Lange genug, damit sein erlahmender Herzschlag das Blut aus der Wunde pumpen konnte, wo es in der Kälte bald zu einer roten Masse gefror. Das kleine Mädchen war zutiefst erschrocken, aber als Tochter eines Metzgers sah sie nichts, was sie nicht schon an zahlreichen Tieren gesehen hatte. Sie verweilte noch eine kurze Weile, dann presste sie ihren Ball mit beiden Händen fest gegen die Brust, drehte sich um und ging mit raschen Schritten nach Hause.

„Da bist du ja, Julia“, sagte ihr Vater. „Wo warst du so lange?“

„Ich habe mit meinem Ball gespielt, Vater“, antwortete das Mädchen.

Ihr Vater war ein freundlicher Mann, der mit einem geübten Schnitt einem Schwein, das an einem Haken von der Decke baumelte, den Bauch aufschlitzte. „Dann geh jetzt in die Küche und hilf Mutter“, sagte er, ohne sie zu tadeln.

„Ich muss dir etwas sagen, Vater.“

„Ja?“

„Draußen bei der Stadtmauer liegt ein Toter. Man hat ihm den Hals aufgeschnitten und ihn ausbluten lassen, wie ein Schwein.“

Ihr Vater hörte damit auf, die Eingeweide aus dem toten Schwein zu räumen und sah sie verstört an. „Was redest du da? Bist du dir sicher? Hast du dir das nicht nur eingebildet? Julia! Erwinnere dich, wie du unlängst brüllend durchs Haus gerannt bist. Du hast geschrien, eine Schlange mit einem Frauenkopf verfolgt dich. Du hast eine sehr lebhaft Phantasie, mein Kind!“

„In dieser Nacht hatte ich einen Albtraum. Aber das ist Wirklichkeit. Das habe ich wirklich gesehen. Schau her, Vater!“ Sie hielt ihm auf der flachen Hand einen Ring hin. Er war nicht wertvoll: Ein einfacher Eisenring mit einer hübschen Ziselierung. „Das ist der Ring des Toten.“

„Du hast dem Toten den Ring abgezogen?“, fragte der Vater entsetzt.

„Aber ja. Du hättest mir sonst nicht geglaubt. Du denkst immer, ich lüge mir Geschichten zusammen. Glaubst du mir jetzt, Vater?“

„Ich glaube dir, Julia“, sagte der Metzger erschüttert. Er wischte sich die Hände ab. „Komm mit. Wir müssen das der Stadtkohorte melden. Das ist schon der Zweite innerhalb kürzester Zeit. Ich sage dir, mein Kind, das sind sehr schlimme Vorzeichen, ausgesprochen schlimme Vorzeichen.“



I

Spurius Pomponius, vor seiner Verbannung angesehener Anwalt in Rom, jetzt der Not gehorchend einigermaßen erfolgreicher Schmuckhändler, näherte sich dem Statthalterpalast mit sehr gemischten Gefühlen. Im vorigen Jahr war er von den Frumentarii, dem militärischen Geheimdienst, als Agent mehr oder weniger zwangsrekrutiert worden. Man hatte ihm nämlich sehr überzeugend klargemacht, dass ihn auf Dauer nur der Einfluss der Frumentarii vor dem Zorn der Kaisergattin Faustina bewahren könne. Denn Faustina hielt Pomponius für den Verfasser eines Spottgedichtes, das sich mit ihren angeblichen amourösen Abenteuern befasste. Sie hatte mehrfach geäußert, dass die deswegen von ihrem allzu nachsichtigen Gatten ausgesprochene Verbannung keine ausreichende Strafe für diesen Frevel sei, und sie den Kopf des Pomponius auf eine Stange gespießt zu sehen wünsche.

Nun war Pomponius zwar inzwischen begnadigt worden, weil er an der Aufklärung mehrerer Morde und der Zerschlagung eines Waffenschieberringes mitgewirkt hatte¹, aber sein Wunsch, nach Rom zurückzukehren, hatte sich nicht erfüllt. Denn Masculus Masculinius, der Kommandant der Frumentarii, hatte ihm ein Verfahren wegen Desertion angedroht, falls er Carnuntum verlassen sollte.

Inzwischen waren aber einige Monate vergangen, ohne dass Pomponius etwas von Masculinius gehört hatte. Nach und nach war in ihm die irrwitzige Hoffnung aufgekeimt, dass Masculinius auf ihn vergessen haben könnte, und er begann schon Reisepläne zu schmieden. Sobald er mit dem

kaiserlichen Begnadigungsdekret in der Tasche Rom erreicht hatte, wo er auf das Wohlwollen und den Schutz einiger mächtiger Männer vertrauen konnte, würde Carnuntum bald nur mehr eine böse Erinnerung sein. Er rechnete damit, dass Masculinius nichts gegen ihn unternehmen werde, wenn er überhaupt mitbekam, dass Pomponius fort war.

Mit dieser Einschätzung der Situation lag er gründlich falsch. Denn ein Bote hatte ihm am Morgen den Befehl überbracht, sich unverzüglich im Hauptquartier der Frumentarii einzufinden. Masculinius hatte nicht auf ihn vergessen. Die Frumentarii vergaßen grundsätzlich nichts und niemanden. Das galt auch für den Posten, der die kleine Pforte an der Seite des Statthalterpalastes bewachte. Als Pomponius die silberne Schlangenfibel, die ihn als Mitarbeiter der Frumentarii auswies, vorzeigen wollte, winkte der Posten ab und sagte: „Ich kenne dich Pomponius. Du wirst bereits erwartet.“ Er salutierte, indem er die Faust auf seinen Brustpanzer legte und öffnete die Pforte. Pomponius durchquerte den Hof, der linker Hand von Mannschaftsunterkünften und rechter Hand von der Westflanke des Palastes begrenzt wurde. Er betrat den Palast durch eine Seitentür und stieg die Treppe hoch. Niemand hielt ihn auf. Einige Soldaten, die ihm über den Weg liefen, nickten ihm bloß zu. Man wusste, wer er war und dass er erwartet wurde. Wie gesagt: Die Frumentarii vergaßen nichts und niemanden.

Masculinius residierte in einem Zimmer im obersten Stockwerk, von wo man einen atemberaubenden Blick über den Strom und die endlosen, dunklen Wälder Germaniens hatte. Er war ein beliebter, älterer Mann im Range eines Centurios erster Ordnung, der seine reguläre Dienstzeit schon hinter sich gebracht hatte, als ihn der Kaiser auf den Posten des Geheimdienstchefs der Provinz Pannonien berief. Das war eine große Ehre, die abzulehnen einer Majestätsbeleidigung gleichgekommen wäre. Ehre hin, Ehre her, Masculinius hatte bloß den Wunsch gehabt, dieses

unwirtliche Land zu verlassen und nach Rom zu gehen, um eine Schenke zu eröffnen. Daraus wurde vorläufig wohl nichts. Wenn er Pech hatte, erwischte ihn die Pest, die im Land grassierte, und er würde sein Leben fern der Heimat beenden. Insoweit ging es ihm nicht besser als Pomponius.

„Ave Masculinius“, sagte Pomponius und legte die Faust in einer militärischen Geste auf die Brust, obwohl er Zivil trug. „Du hast mich rufen lassen?“

Der Centurio musterte ihn aufmerksam. „Wir haben uns eine Weile nicht gesehen, Pomponius. Hast du etwa gedacht, ich hätte auf dich vergessen? Einen Burschen, der mir so viel Ärger verursacht hat, wie du es getan hast, vergesse ich sicher nicht so schnell. Es war klug von dir, dass du inzwischen nicht versucht hast, abzureisen. Denn glaube mir, unsere Männer hätten dich schon nach wenigen Meilen zurückgeholt. Aber solche Gedanken hast du sicher nicht gehabt. Dazu ist dein Pflichtbewusstsein viel zu groß. Habe ich recht, Pomponius?“

„Es ist wie du sagst, Herr“, bestätigte Pomponius gequält.

„Gut so. Ich habe einen neuen Auftrag für dich. Setz dich und hör mir zu.“

Pomponius nahm gegenüber von Masculinius Platz und ließ sich von ihm einen Becher Wein einschenken. Pomponius interpretierte diese Höflichkeitsgeste nicht als Zeichen besonderen Wohlwollens, sondern als Hinweis darauf, dass es sich um einen besonders unangenehmen Auftrag handelte.

„Du hast sicher schon gehört, dass man an der Stadtmauer einen Toten mit aufgerissener Kehle gefunden hat“, begann Masculinius. „Ich möchte, dass dieser Mord – denn etwas anderes kann es ja nicht sein – rasch aufgeklärt wird.“

„Ein einfacher Mord?“, fragte Pomponius erstaunt. „Der Mann ist höchstwahrscheinlich Räubern in die Hände gefallen. Seit wann gehören gewöhnliche Kriminalfälle zu deinem Aufgabenbereich? In Carnuntum und Umgebung

werden jede Woche Menschen umgebracht! Nur in den wenigsten Fällen werden die Täter entdeckt. Wir leben eben in unruhigen Zeiten!“

„Es könnte tatsächlich nur ein einfacher Raubmord sein“, bestätigte Masculinius. „Und ich hoffe, dass genau das bei deinen Ermittlungen herauskommt.“

„Ich verstehe nicht ...“

„Es ist nicht der erste Fall“, erklärte Masculinius. „Es hat bereits vor einigen Tagen einen ganz ähnlichen Fall gegeben. Damals war eine junge Frau das Opfer. Man hat sie im Amphitheater im Bereich der unteren Sitzreihen gefunden. Ihre Kehle war zerfetzt und sie ist qualvoll verblutet. Beide Taten wurden bei Nacht begangen. Bei einem Einzelfall könnte man von einem Zufall sprechen. Zwei Fälle, die sich so auffallend ähneln, sind hingegen alarmierend. Wir haben es wahrscheinlich mit ein und demselben Täter zu tun.“

„Mag sein“, räumte Pomponius ein. „Das erklärt aber noch nicht, wieso sich die Frumentarii dieser Fälle annehmen. Weder militärische Belange, noch die Sicherheit des Staates oder die des Imperators scheinen mir betroffen zu sein.“

„So einfach ist das nicht. Das Volk ist unruhig und abergläubisch. Man spricht davon, dass es sich bei den beiden Toten um ungünstige Vorzeichen handelt, mit denen die Götter den Imperator davor warnen, die Germanen anzugreifen. Das ist eine Stimmung, die wir nicht brauchen können, der wir Einhalt gebieten müssen.“

„Was für ein Unsinn! Wer wird denn schon einen oder zwei gemeine Morde als Zeichen göttlichen Willens deuten.“

„Es ist dann kein Unsinn, mein Pomponius, wenn es sich eben nicht nur um gemeine Morde handelt. Es ist nämlich das Gerücht aufgekommen, dass die beiden Toten den Lamien zum Opfer gefallen sind. Lamien, die von den Göttern gesandt wurden, um ihren Unmut über die militärischen Pläne des Imperators zum Ausdruck zu bringen. Die Leute haben nämlich nicht vergessen, wie vor

zwei Jahren die Germanen im Gegenschlag nach unserer missglückten Invasion diese Provinz verwüstet haben. Sie haben Sorge, dass etwas Derartiges wieder geschehen könnte. Stell dir vor, es geschieht ein weiterer, vergleichbarer Mord. Dann könnte sich abergläubische Panik ausbreiten und im schlimmsten Fall auch auf die Truppen übergreifen. Dazu kommt noch dieses außergewöhnliche Wetter, das uns daran hindert, anzugreifen. Auch das wird als ungünstiges Vorzeichen gesehen. Du verstehst also, wieso wir uns um die Sache kümmern müssen. Es gilt, diese Taten als das zu entlarven, was sie wirklich waren: Gemeine Morde, die nichts Übernatürliches an sich haben. Ebenso und noch mehr gilt es, einen weiteren derartigen Todesfall zu verhindern.“

„Ich verstehe“, sagte Pomponius. Er schüttelte den Kopf. „Lamien! Das sind doch nur Kinderschreckgestalten, die sich die Griechen ausgedacht haben. Es gibt keinen Kult zu ihren Ehren. Man weiß nicht einmal genau, wie sie aussehen. Manche meinen, sie seien Schlangendämonen mit einem menschlichen Oberkörper. Sie sollen Blutsäufer sein.“

„Ich stimme dir zu“, bestätigte Masculinius. „Es sind Kinderschreckgestalten, die mit Religion nichts zu tun haben. Aber gerade deswegen glaubt das Volk an sie und fürchtet sie mehr noch als die Götter. Nun, Pomponius, traust du dir zu, diesen Fall zu übernehmen?“

Die Frage war nicht ernst zu nehmen, das wusste Pomponius. Es hätte ihm gar nichts genützt, wenn er gesagt hätte, er traue es sich nicht zu und bitte daher, wieder nach Hause gehen zu dürfen.

Er fragte resigniert: „Kannst du mir nähere Informationen über die beiden Morde geben?“

„Aber natürlich. Der Mann, den man an der Stadtmauer gefunden hat, war Gladiator. Er wurde Pollux genannt. Er war in der Gladiatorenschule untergebracht, wo er seine Ausbildung zum Retiarius abgeschlossen hat. Er hat schon zwei Kämpfe in der Arena gehabt und beide gewonnen.“

„Was hat er in der Nacht an der Stadtmauer zu suchen gehabt?“

„Er war auf dem Heimweg. Man hat ihm Ausgang gewährt.“

„Weiß man, wo er war?“

„Ja, das weiß man und man wünscht, dass es vertraulich behandelt wird. Er war im Haus des Publius Calpurnius. Er hat aber nicht Publius besucht – das konnte er gar nicht, weil Publius verreist ist – sondern dessen Ehefrau Aspasia. Du weißt ja, wie das geht: Sie fühlt sich ein wenig vernachlässigt, sieht einen hübschen jungen Mann in der Arena und führt ein vertrauliches Gespräch mit seinem Lanista. Sobald sie die vereinbarte Summe bezahlt hat, besucht sie der Gladiator zur festgesetzten Stunde und gibt genauso wie in der Arena sein Bestes.“

„Was macht ihr Ehemann beruflich?“

„Hauptsächlich sein Vermögen verwalten. Er ist mehr als wohlhabend und sammelt erlesene Kunstgegenstände, die er auf seinen Reisen ausfindig macht.“

„Wurde der Leichnam des Pollux schon beigesetzt?“

„Nein. Ich habe befohlen, dass er vorläufig in die Gladiatorenschule gebracht wird. Ich nehme an, du willst den Leichnam besichtigen. Tu das bald, damit ein Hinauszögern der Totenfeier nicht als unschicklich empfunden wird.“

Pomponius machte sich auf seinem Wachstäfelchen Notizen. „Was ist mit dem zweiten, oder besser gesagt mit dem ersten Mord?“

„Das Opfer war ein Mädchen namens Penelope. Sie war eine einfache Prostituierte und ist ihrem Gewerbe im und beim Amphitheater nachgegangen.“

„War sie in keinem Hurenhaus?“

„Nein. Sie war eine von den billigeren Nutten. Deswegen hat sich zunächst auch niemand besonders um ihren Tod gekümmert. Man hat angenommen, dass sie von einem Freier umgebracht wurde und sie wahrscheinlich selber

daran schuld war. Einer der Nachtwächter, die im Theater nach dem Rechten sehen, hat sie gefunden.“

„Wo hat sie gewohnt?“

„Bei einer gewissen Fortunata. Diese Fortunata betreibt eine miserable Spelunke in der Militärstadt drüben und ist uns auch als Hehlerin bekannt.“

„Waren die Orte, an denen man die Toten gefunden hat, auch die Tatorte?“

„Davon gehen wir aus. Die Blutspuren lassen kaum einen anderen Schluss zu.“

„Wurden die Tatorte auf nützliche Spuren untersucht?“

„Nein. Es wäre sinnlos gewesen, weil schon zu viele Neugierige dort herumgetrampelt sind, ehe wir informiert wurden.“

„Gibt es sonst Hinweise, die nützlich sein könnten?“

„Ich weiß nicht, ob das ein nützlicher Hinweis ist.“ Masculinius legte einen Ring auf den Tisch. „Den hat man bei ihr gefunden.“

Pomponius betrachtete das Schmuckstück und ließ es auf der Tischplatte hüpfen. „Alt und wertlos“, befand er. „Wahrscheinlich Eisen. Auf keinen Fall Edelmateriale. Er ist kaum fünf Sesterzen wert. Nun ja, das Mädchen wird ja auch sonst keine wertvollen Besitztümer gehabt haben. Ich denke nicht, dass uns das weiterhilft. Dieser Ring hätte nicht einmal einen Straßenräuber interessiert. Ich werde ihn aber trotzdem mitnehmen, wenn du gestattest.“ Masculinius nickte.

„Wer hat den Gladiator gefunden?“, fragte Pomponius.

„Ein kleines Mädchen. Sie heißt Julia und ist die Tochter des Metzgers Trebius. Er hat seinen Laden am Ende der kleinen Straße, durch die man die Stadt Richtung Gladiatorenschule verlassen kann.“

„Besteht zwischen den beiden Opfern ein Zusammenhang? Haben sie irgendetwas gemeinsam?“

„Wir haben nichts gefunden. Es scheint, sie wurden zufällig als Opfer ausgewählt.“

„Nun, eines hatten sie jedenfalls gemeinsam“, grübelte Pomponius. „Beide haben ihre Liebesdienste verkauft.“

„Ich glaube nicht, dass man das vergleichen kann“, meinte Masculinius. „Pollux war ein ausgebildeter Kämpfer und kein Lustknabe. Er hat sich und seinem Lanista nur ein kleines Nebeneinkommen verschafft, so wie es viele seiner Zunft tun.“

Ein neuer Gedanke kam Pomponius: „Er war ein ausgebildeter Kämpfer und dennoch konnte man ihn problemlos umbringen, genauso wie Tage zuvor ein wehrloses Mädchen. Wurden Kampfspuren gefunden? Oder wies er Verletzungen auf, die auf einen Kampf hindeuten?“

„Das wissen wir nicht. Schau dir seine Leiche selber an.“

„Deinen Reden entnehme ich, dass vor mir schon jemand anderer mit dem Fall befasst war“, sagte Pomponius. „Verrätst du mir, wer das war?“

„Darauf wollte ich eben zu sprechen kommen. Ich habe Aliqua beauftragt, sich etwas umzuhören. Von ihr stammen die Informationen, die ich dir gegeben habe. Sie war es auch, die mir vorgeschlagen hat, dich mit diesem Fall zu betrauen. Ich wünsche, dass ihr zusammenarbeitet. Bestehen Gründe, die aus deiner Sicht dagegen sprechen? Ich muss gestehen, dass ich mir über eure Beziehung nicht ganz im Klaren bin.“

Damit war Masculinius nicht allein. Auch Pomponius war sich über seine Beziehung zu Aliqua nicht im Klaren. Sie war, während sie gemeinsam an ihrem letzten Fall gearbeitet hatten, seine Geliebte geworden. Für Pomponius war das ein recht zufriedenstellendes Arrangement gewesen, das man zum beiderseitigen Vergnügen beliebig fortsetzen konnte. Aber dann hatte Aliqua begonnen von Liebe zu reden. Weil sie offenbar nicht die Antwort bekam, die sie sich erwartet hatte, war sie eines Tages bei ihm ausgezogen und hatte sich selbstständig gemacht. Jetzt betrieb sie einige Häuser von dem seinen entfernt einen kleinen Laden. Sie fertigte und verkaufte Wachstafeln,

Schreibgriffel, Kerzen, Siegel und Siegelkapseln. Das Gewerbe hatte sie von ihrem verstorbenen Mann gelernt. Pomponius vermutete, dass ihr Masculinius das Geld für die Geschäftseröffnung gegeben hatte, um so seiner Agentin eine bürgerliche Tarnung zu verschaffen. Es war zwar ungewöhnlich, dass eine Frau keinen Vormund hatte und selbstständig als Geschäftsfrau tätig war, aber hier in der Provinz nahm man das bei einer Witwe nicht so genau. Außerdem schützte sie der Einfluss der Frumentarii vor unliebsamen Behelligungen durch die örtlichen Magistrate. Nach ihrer Trennung hatten sie und Pomponius freundschaftlichen Kontakt gehalten. Sie hatte jedoch alle seine Versuche, sie wieder in sein Bett zu locken, freundlich aber entschieden zurückgewiesen. „Ich sehe keinen Grund, nicht mit Aliqua zusammenzuarbeiten“, erklärte Pomponius.

„Davon bin ich ohnehin ausgegangen“, entgegnete Masculinius selbstzufrieden. „Ich habe Aliqua bereits befohlen, sich bei dir zu melden. Du hast die Leitung bei diesen Ermittlungen. Es steht dir frei, auf eigene Verantwortung zuverlässige und diskrete Männer beizuziehen, wenn du es für nötig hältst.“

Pomponius klappte sein Wachstäfelchen zusammen. „Ja dann...“, meinte er und sah Masculinius abwartend an.

Diesmal war es Masculinius, der seufzte. Er griff in eine Schatulle, nahm einen Beutel heraus und schob ihn Pomponius über den Tisch. „Sei sparsam mit deinen Spesen, Pomponius. Und vor allem: Bring mir bald Ergebnisse! Ich erwarte dich spätestens in drei Tagen zur Berichterstattung. Ach ja, vielleicht sollte ich noch erwähnen, dass sich Faustina wieder nach dir erkundigt und gefragt hat, ob du noch von Nutzen für mich bist. Du solltest dich daher sehr bemühen, deinen Nutzen unter Beweis zu stellen. Geh jetzt, Pomponius. Du hast viel zu tun.“



¹ Siehe: ‚Die Carnuntum-Verschwörung‘ – Books on Demand, Norderstedt 2017

II

Auf dem Heimweg machte sich Pomponius Gedanken über seinen neuen Auftrag. Weit kam er damit nicht, denn er fror erbärmlich. Obwohl es erst um die sechste Stunde nach Sonnenaufgang war, herrschte trübe Dunkelheit wie am Abend. Eine graue Wolkendecke hing tief herab und vermischte sich mit dem Qualm, der aus den Rauchabzügen der Häuser stieg. Die Straße war mit Morast bedeckt, der an manchen Stellen zu tückischen Eisplatten gefror. Vom Fluss her trieben kalte Nebelschwaden in die Stadt. Ein fauliger Mief hing in der Luft, wie von gefrorenem und wieder aufgetautem Unrat. Von weit weg, kaum noch zu vernehmen, waren die dunklen Signale einer Tuba zu hören. Im Heerlager, das vor der Stadt errichtet worden war, übten offenbar Legionäre Marschformationen. Denn Müßiggang wurde bei den Legionen nicht geduldet und konnte auch durch schlechtes Wetter nicht entschuldigt werden.

Pomponius schauderte zusammen. Er trug warme Hosen, ähnlich denjenigen, die auch von den Germanen verwendet wurden, eine feste Tunika und darüber einen Kapuzenumhang. Die Kälte, die ihm so zu schaffen machte, stieg von seinen Füßen auf. Wie die meisten seiner Zeitgenossen war er es gewohnt, zu jeder Jahreszeit in Sandalen oder aus Riemen geflochtenen Schuhen herumzulaufen. Er hatte es aber nie geschafft, jenen Grad an Abhärtung zu erreichen, der den Bewohnern dieser Provinz eigen war. Die Füße mit Stoffstreifen zu umwickeln, galt als verweichlicht und war nur bei extremer Kälte akzeptabel. Bei eisigem Matschwetter, wie es derzeit herrschte, waren solche Socken ohnehin nicht zu brauchen,

weil sie die Feuchtigkeit aufsaugten und dann an Füßen und Schuhwerk festfroren. Sehnsuchtsvoll dachte er an Rom und gab sich Tagträumen über einen sonnigen Tag am Strand von Ostia hin, während eiskalter Matsch durch die Riemen seiner Schuhe sickerte und zwischen seinen Zehen quatschte.

Wenn Pomponius darauf gehofft hatte, ein warmes, gemütliches Heim vorzufinden, wurde er enttäuscht. Sein Geschäftslokal war geschlossen, der Vorraum seines Hauses dunkel und kalt. „Krixus!“, rief er. Nichts rührte sich. „Krixus!“, brüllte er so laut er konnte.

Krixus war sein Sklave. Zwischen Pomponius und Krixus bestand eine eigenartige, schwer zu beschreibende Symbiose. Denn Krixus war vorlaut, um nicht zu sagen frech, und ausgesprochen faul. Daran vermochten auch die Prügel, die Pomponius seinem Sklaven regelmäßig androhte, nichts zu ändern. Auf der anderen Seite war Krixus trotz aller Unarten seinem Herrn treu ergeben und ausgesprochen loyal. Er war in vielerlei Hinsicht ein Vertrauter seines Herrn geworden, dem er ständig gefragt und ungefragt Ratschläge erteilte. Pomponius hätte nie zugegeben, dass Krixus mit seinen Ratschlägen sehr oft recht hatte.

Nur mit Pomponius und Krixus allein wäre der Haushalt bald im Chaos versunken. Zum Glück war da noch Mara. Mara, eine ältliche Sklavin, hielt das Haus in Ordnung. In Gegenwart Dritter behandelte sie Pomponius mit größtem Respekt, im vertrauten Kreis wie einen Sohn, den sie nie gehabt hatte. Außerdem konnte sie Krixus zur Räson bringen. Sie verweigerte ihm einfach die vielen Köstlichkeiten, die sie in ihrer Küche zubereitete. Weil Krixus gutes Essen noch mehr liebte als sein Herr, war das ein probates Mittel, um ihn gefügig zu machen.

„Krixus!“, schrie Pomponius zum dritten Mal, wobei sich seine Stimme vor Wut überschlug.

In der Tiefe des Hauses war ein Geräusch zu hören. Dann tauchte ein Lichtschimmer auf. Krixus hatte sich eine Decke um die Schultern gelegt und trug ein trübe brennendes Öllämpchen in der Hand. „Du hast gerufen, Herr?“

Pomponius atmete mehrmals tief durch, um seinen Zorn zu besänftigen. „Warum ist das Haus kalt?“, fragte er streng. „Ich friere!“

„Wir frieren alle“, entgegnete Krixus. „Ich friere, Mara friert, das ganze Haus friert. Du hast im Herbst in vorausschauender Sparsamkeit, um nicht zu sagen in deinem Geiz, entschieden, dass uns ein milder Winter bevorsteht. Jetzt ist uns das Heizmaterial ausgegangen. Nur in der Küche sind noch ein paar Holzstücke, damit ich wenigstens eine warme Mahlzeit bekomme.“

„Und warum hast du kein Holz bestellt?“, schrie Pomponius. „Wofür bist du eigentlich da, du fauler Sack? Muss ich alles selber machen?“

„Das Holz wird morgen geliefert“, erwiderte Krixus. „Natürlich habe ich frisches Heizmaterial bestellt. Ich will doch nicht frieren. Ich bin nur neugierig, wie du bezahlen willst. Die Holzpreise sind gestiegen und du bist pleite. Wir haben zwar jede Menge Schmuckstücke im Laden, aber kein Bargeld im Haus. Niemand will Schmuck kaufen. Die meisten Leute, die es sich leisten können, wollen verkaufen und fortziehen, bevor die Germanen wiederkommen.“

„Vertraue auf deinen Herrn“, sagte Pomponius würdevoll. „Es ist genug Geld im Haus.“ Er zog den Beutel hervor, den ihm Masculinius gegeben hatte.

„Ist dieser Geldsack so schwer, wie er aussieht“, erkundigte sich Krixus.

„Schwer genug.“ Pomponius warf Krixus den Beutel zu. „Damit kannst du die Holzrechnung bezahlen. Den Rest gibst du mir zurück.“

Krixus schaute in den Geldbeutel und piff durch die Zähne. „Du hast es wieder getan“, sagte er ahnungsvoll. „Du hast wieder einen Auftrag von den Frumentarii

angenommen. Lernst du denn überhaupt nichts dazu? Bei deinem letzten Auftrag wären wir beinahe umgebracht worden: Zweimal, nein eher dreimal!“ Natürlich war nur Pomponius in Gefahr gewesen. Niemand hatte Krixus umbringen wollen. Trotzdem sagte Krixus ‚wir‘, weil er sein eigenes Wohlergehen eng mit dem seines Herrn verknüpft sah.

„Du weißt genau, dass mir gar nichts anderes übriggeblieben ist“, antwortete Pomponius verdrossen.

„Aber du bist doch begnadigt worden!“

„Ja, vom Kaiser, nicht von Faustina. Sie lässt mich nur vorübergehend in Ruhe, um Masculinius einen Gefallen zu tun.“

Krixus schüttelte den Kopf. „Wenn du damals auf mich gehört hättest ...“, begann er.

Pomponius brachte ihn mit einer Handbewegung zum Schweigen. „Sei still! Das habe ich mir schon oft genug anhören müssen.“ Er marschierte in die Küche, wo es angenehm warm war. Mara durchschaute die Situation sofort und gab die nötigen Anweisungen: „Krixus, zieh deinem Herrn die Schuhe aus und wasche seine Füße. Dann bereitest du ihm ein heißes Fußbad, damit er aufhört mit den Zähnen zu klappern. Vergiss nicht, seine Schuhe zu säubern.“ Sie wandte sich an Pomponius. „Gleich bekommst du eine heiße Brühe, mein Junge. Du bist ja halb erfroren.“

Krixus betrachtete die Pasteten, die Mara eben bereitete und machte sich tief seufzend daran, ihren Anweisungen Folge zu leisten.

Einige Zeit später begann sich Pomponius wohler zu fühlen. Er saß neben dem gemauerten Ofen, schlürfte eine heiße Fischsuppe und plätscherte mit den Zehen im warmen Wasser. Krixus hatte sich auf den Boden gekauert und verzehrte genüsslich schmatzend die zweite Pastete. Dann rülpste er zufrieden und forderte: „Jetzt erzähl schon. Was hast du uns diesmal eingebrockt?“

Pomponius, milde gestimmt, lächelte und gab einen genauen Bericht über sein Gespräch mit Masculinius. Mara kümmerte sich nicht um die beiden Männer. Sie hat kein Interesse an der eigenartigen Beschäftigung, der ihr Herr bisweilen nachging.

„Kuriose Sache“, befand Krixus. „Und absolut aussichtslos. Wie sollen wir denn diesen Mörder finden? Ich sehe keine Spur, die zu ihm führt. Weißt du, was ich glaube? Wir haben es mit einem Serientäter zu tun, der seine Opfer willkürlich auswählt. Es wird nicht lange dauern, bis ein dritter Mord geschieht.“

„Ich fürchte, du könntest recht haben“, murmelte Pomponius.

„Das habe ich meistens“, erklärte Krixus und sicherte sich eine dritte Pastete.

Man merkte kaum, dass es langsam Abend wurde, weil es den ganzen Tag über schon so trüb und finster gewesen war. Etwa um die neunte Stunde traf Aliqua ein. Sie wurde von Mara und Krixus geradezu überschwänglich begrüßt. In der kurzen Zeit, während sie im Haus des Pomponius gelebt hatte, war es ihr gelungen, die Zuneigung der beiden Sklaven zu gewinnen. Das war besonders bei Krixus bemerkenswert, der sich ihr gegenüber ausgesprochen artig verhielt und sie mehr wie die Herrin des Hauses als wie einen Gast behandelte.

„Sei begrüßt“, sagte Pomponius befangen. „Ich freue mich, dass du mich nach langer Zeit wieder in meinem Haus besuchst.“

Aliqua drehte den Kopf leicht zur Seite, sodass der Kuss, den er ihr geben wollte, nur die Wange traf. „Es wurde mir befohlen.“ Sie schüttelte sich. „Wieso ist es so kalt bei dir? Heizt du nicht mehr?“

Nur ein drohender Blick hinderte Krixus daran, ihr ausführlich zu erklären, wer daran Schuld hatte. Stattdessen erbot er sich, Aliqua ein heißes Fußbad zu bereiten. Bei

Pomponius wäre ihm das nie freiwillig in den Sinn gekommen.

„Das ist sehr freundlich von dir“, nahm Aliqua das Anerbieten an. Sie begab sich zielsicher in die Küche und ließ sich von Mara einen warmen Platz neben dem Ofen zuweisen. Krixus entfaltete eine emsige Betriebsamkeit und kam bald mit einer Schüssel, in der Wasser dampfte und einen aromatischen Geruch nach Kräutern verbreitete. Pomponius wusste nicht, ob er wegen des ungewohnt beflissenen Verhaltens seines Sklaven lachen oder sich ärgern sollte. „Gib schon her“, befahl er und kniete vor Aliqua nieder. Sie duldete, dass er die Riemen ihrer Schuhe aufschnürte und ihr behutsam die Füße wusch. Sie hatte ausgesprochen niedliche Zehen, das hatte Pomponius schon immer gefunden.

Nachdem sie sich einige Zeit seine Bemühungen gefallen hatte lassen, spritzte sie ihm mit einer raschen Bewegung des Fußes Wasser ins Gesicht und wiederholte: „Man hat mir befohlen, zu dir zu kommen. Was willst du von mir?“

„Als ob du das nicht wüsstest. Masculinius hat mir gesagt, dass du mich für einen bestimmten Fall vorgeschlagen hast. Warum hast du das getan?“

„Ist es dir nicht recht? Ich dachte, es würde dir gefallen, wenn wir wieder etwas gemeinsam unternehmen.“

„Das würde mir sogar sehr gefallen. Aber ich stelle mir dabei nicht gerade eine Mörderjagd vor.“

„Etwas anderes hat sich nicht ergeben.“ Sie wurde ernst. „Dieser Fall ist für mich allein zu schwierig. Er hat einige sehr beunruhigende Aspekte.“

„Du meinst dieses Gerede über die Lamien?“

Sie nickte.

„Abergläubischer Unsinn!“, behauptete Pomponius entschieden. „Ich verstehe gar nicht, wie es in unserem Zeitalter noch Menschen geben kann, die an so etwas glauben.“

„Erzürne die Götter nicht, Pomponius“, mischte sich Mara ein. „Es gibt unter den Sternen viel mehr, als du überhaupt begreifen kannst. Dort, von wo ich herkomme, wissen das die Menschen. Ob man sie nun Lamien oder anders nennt – sie haben viele Namen – sie sind real und in Nächten wie diesen ziehen sie umher und suchen in verführerischer Gestalt ihre Opfer auf, um ihnen das Blut auszusaugen.“

Pomponius, der damit beschäftigt war, Aliquas Waden zu streicheln, spürte, wie sich die feinen Härchen auf ihrer glatten Haut aufrichteten und sie leicht zusammenschauerte. Dennoch sagte sie tapfer: „Ich glaube nicht an so etwas.“

Mara schüttelte den Kopf. „Gleich morgen früh werde ich Zweige vom Weißdorn besorgen.“

„Wozu denn das?, fragte Pomponius.

Mara sah ihren Herrn verwundert an. „Weißt du das nicht? Man befestigt diese Zweige an Türen und Fenster. So hindert man die Geschöpfe der Nacht daran, in ein Haus einzudringen und ihr grausames Werk zu verrichten. Nur der Weißdorn vermag das.“

Pomponius schaute nach Krixus und hoffte, dieser werde mit seinem losen Mundwerk Mara ein abergläubisches Weib schelten. Aber Krixus schaute nur verlegen und meinte, schaden könne es ja nicht.

„Ich glaube nicht an so etwas“, wiederholte Aliqua. Es klang, als ob sie sich selbst Mut machen wollte. „Ihr werdet schon sehen: Das ist ein Mensch gewesen, ein sehr böser Mensch, ein Ungeheuer, wenn ihr wollt, aber letztlich doch nur ein Mensch und kein Gespenst.“ Pomponius nickte nachdrücklich. Aliqua wandte sich an ihn. „Du bist der Chef: Wie gehen wir vor?“

„Das habe ich mir schon überlegt. Morgen gehen wir in die Gladiatorenschule und untersuchen den Leichnam des Pollux auf Spuren. Dann sprechen wir mit seinem Lanista. Auch die liebesbedürftige Aspasia sollten wir befragen und uns ein Bild von ihrem Ehemann machen. Schließlich